

Der Eigene.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Preis pro Vierteljahr M. 1,50. Einzelnummer 25 Pf.

Mittwoch,

am 1. Juli 1896.

Berlin-Wilhelmshagen

Post Neurahnsdorf.

Adolf Brand's Verlag

No. 3.

1. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

„Leitendes.“ — Maximilian Ferdinand: „ICH“. (Gedicht). — Karl Herman: „Eine Wandlung im Anarchismus?“ — Franz Oppenheimer: „Was ergiebt die Geschichte kommunistischer Wirtschaftsversuche?“ — Heinrich Vormann: „Frührot.“ — Anzeigen.

Leitendes.

Auf meine Vorbemerkung in letzter Nummer zurückgreifend möchte ich den Lesern und Mitarbeitern des Eigenen eine der Leit-Ideen meiner Redaktion noch mit ein paar Worten auseinanderlegen:

Gerade in einer Zeitschrift, wo feinere Individuallinien zur Würdigung gelangen sollen, scheint es mir nötig, dass nicht nur verbindungslose Essays zusammengereiht sind, sondern dass sich die Aeußerungen der verschiedenen Denk- und Gefühlswelten öfters auf einen gemeinsamen Punkt beziehen, der von selber zum Vergleiche führt und die Auffassung des einen Autors durch die der andern verstehen lehrt. — So habe ich beispielsweise den in vorliegender Nummer veröffentlichten Aufsatz „Eine Wandlung im Anarchismus?“, da er mir weitblickend und reich an Anknüpfungspunkten scheint, dazu verwendet, eine Reihe von hierin spruchfähigen Originaldenkern um ihre Stellungnahme in knapper (brieflicher, aphoristischer oder Aufsatz-) Form zu bitten. Damit wird das anarchistische Problem von vielen und aparten Seiten beleuchtet werden, und der Leser gewinnt durch die Gruppierung einen Zusammenhang .. ein Bild der Autoren .. ein Urteil. — [Als Gegenstände, welche ich nach ähnlicher Methode nächstdem zur Sprache bringen will, erwähne ich hier gleich: die Frage inländischer Kolonien und das Genossenschaftswesen, das Sexual- und Eheproblem, das Problem der Presse, ob Kompromiss oder Radikalismus? u. a. m.] —

Natürlich aber, dass nicht alle Nummern (oder all ihre Teile) ein so strenges Konzentrations-Gepräge zu

tragen brauchen! Es werden sich Motive anderer Art dazwischenstreuen, um durch wohlthuenden Wechsel einen Rhythmus der angeschlagenen Töne zu erzeugen, — wobei besonders der Plan, Schöpfungen rein künstlerischer Natur einzufügen, in den Vordergrund treten wird. [So werde ich in den nächsten Nummern schon Gelegenheit haben, Beiträge moderner Lyriker von hoher Eigenart zu veröffentlichen und weitere, auch novelistische Arbeiten stehen mir in Aussicht] — Nur soll jede der Nummern in sich ein Ganzes bilden, dessen Stücke mit einander im Kontakt stehen, — sich ergänzen, widersprechen, oder ablösen. —

Ich glaube übrigens [nebenbei!] dass es sich am besten mit dem Charakter des Eigenen deckt, wenn langhingezogene Aufsätze mit öfteren Fortsetzungen in ihm vermieden oder doch Ausnahme sind und dafür die kurze, charakteristische Skizze vorwaltet. — [Womit selbstverständlich nicht gesagt ist, dass alles gerade Aphorismus werden müfste!] — — —

Ein namentliches Gewicht lege ich auf die vorhin schon angekündigte Behandlung der Genossenschafts- und Freilandfrage, die sich an ein neuerschienenes sozialwirtschaftliches Propaganda-Werk knüpfen soll. Hier liegen Möglichkeiten eines praktischen Fortschrittes, der uns manch einer Sehnsuchtserfüllung näher rückt! Ich glaube also, dass eine sich hierüber entspinnende Diskussion auf das lebendige Interesse vieler, gerade auch „eigener“ Menschen mit Bestimmtheit rechnen darf.

Der Herausgeber.

Int. Instituut
Soc. Geschiedenis
Amsterdam

Der Eigene.

Erscheint monatlich zweimal. Preis pro Vierteljahr M. 1,50. Einzelnummer 25 Pf.
Preis dieser Doppelnummer 50 Pfge. Ausgabe auf Kunstdruckpapier (in Umschlag) 1 Mk.

Montag,

am 15. März 1897.

Charlottenburg.

Adolf Brand's Verlag.

No. 9. 10.

1. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

Heinrich Vormann: „Steuerfrei“ (Gedicht). — Karl Merz: „Unsre Kolonie“. — Hans Volker: „Vom Pan.“ — Adolf Brand: „Kahnfahrt“ (Gedicht). — Karl Hermann: „Zwanglose Randzeilen aus dem philosophischen Liegesessel.“ — Gedichte von Hans Volker, Karl Merz, Franz Evers. — „Bücher und Menschen.“ — Heinr. Vormann: „Frührot“. — „Eine literarische Viererausstellung.“ — Vermerke und Anzeigen. — (Sonderbeilage): „Jugend! Ein Appell an alle Künstler und Studenten“ von Heinr. Vormann. — „Mein Winkel“ (Vagabundus). — Zierleisten von Fidus.

Steuerfrei.

Ja schätzt sie nur ein und wägt sie gut,
Meine ledige Augenweide,
Mein unverzolltes Vagantenblut,
Das Geheimnis von Wald und Heide!

Es entgeht dem Staate noch mancherlei
Von Steuerobjekten, von masten:
— Nun kommt die rentabelste Zeit, der Mai:
Da blüht es in schweren Lasten!

Da gilt es mit Brillen, tabellengenau
Den Dichterluxus zu zählen:
Den Regenbogen und Perlenthau,
Die flatternden Wolkenjuwelen!

Mein Haupt ist voll von köstlichem Gold,
Vom Mobiliar meines Lebens —
Ja ladet mich nur, solang ihr wollt:
Mich registriert ihr vergebens!!

Heinrich Vormann.



Unsre Kolonie.

Es war ein einfaches, weissgetünchtes Bauernstübchen, in dem wir wohnten. An den beiden Fenstern geblümte Tuchgardinen, mitten drin ein grossmächtiger Kleiderschrank in seiner Patriarchen-Ecke. Auf dem Schrank machte sich ein gelber Kürbisriese wichtig, zwischen einer Bastei von Hut- und Wolleschachteln verschanzt.—

... Ich liege im Halbdusel auf dem weissen Kissen meines Bettes und gucke an die Zimmerdecke hinauf. Es ist Morgen. Ein frischer Hauch gaukelt durchs Gemach, den ich mit Wohlbehagen schlürfe. Durch die Gardinen, wenn der Wind sie emporweht, fällt hin und wieder ein rascher Sonnenstrahl ins Zimmer. Aber tiefes Schweigen innen und aussen. Ich fühle mich wie im Paradiese und habe keinen Wunsch, als ewig so zu ruhen und zu träumen.

... Jetzt regt sichs neben mir. Links von mir auf dem Kissen ruht nachbarlich ein Köpfchen, dessen gelöstes Haar sich mir noch in einzelnen Strähnen über Brust und Wangen zieht. Sie hat sich eben umgedreht und wendet mir nun ihr Gesicht zu, dessen Augen sich aber noch nicht vom Schlummer geöffnet haben. Ich hebe mich ein wenig und betrachte mir die holde Schläferin, wie ichs in solcher Stunde so gern thue. Ihre Wangen gucken mich rosig und morgenfrisch an, die Züge verraten Müdigkeit, haben aber jenen offenen, unschuldsvollen Ausdruck, jene Kindlichkeit bei aller Reife, die mich immer an ihr entzückte und die sie mir einst ohne Gewissenspein und Sünde in die Arme gab, — einfach weil sie mich lieb hatte, weil sie an mich glaubte ...

Juli 1898.
II. Jahrg., Heft 1.

Einzelheft M. 1,
Vierteljahr 3 M.



Monatsschrift für Kunst und Leben.

Herausgeber und Verleger:
Adolf Brand
Berlin - Neurahnsdorf.

Int. Instituut
Soc. Geschiedenis
Amsterdam

ECHTE LIEBE

Skizze aus dem Leben.

Robert Werner fuhr mit dem Frühzug von Leipzig nach Berlin. Gewohnheitsgemäß hatte er sich vor seiner Abfahrt einige Zeitungen gekauft. Unter den vielen mehr oder minder gleichgültigen Nachrichten über politische, künstlerische und soziale Vorkommnisse blieb sein Geist an einer Mitteilung aus Görlitz haften. Sie lautete:

„Hier hat sich am gestrigen Vormittage der auch durch wissenschaftliche Arbeiten bekannte Rechtsanwalt Sauer, wie man annimmt, in einem Anfall von Geistesstörung in seiner Wohnung erschossen. Das Schicksal des noch jungen, allgemein geachteten Mannes erregt in weiten Kreisen unserer Stadt rege Teilnahme.“

„Sauer!“ durchfuhr es Werner, „doch nicht etwa Georg Sauer, mit dem ich in Strassburg gedient habe, und mit dem mich seither gemeinsame, wissenschaftliche und künstlerische Interessen aufs innigste verknüpfen? — Doch nein, das wäre ja unmöglich, dieser klare und fleissige Gelehrte, der einen so wohlthuend harmonischen Eindruck machte, sollte Hand an sich gelegt haben? — unmöglich! Zwar — es mögen wohl schon ein einhalb Jahre her sein, seit wir uns zuletzt gesehen. Aber vor wenigen Wochen hatte ich doch noch einen längeren Brief von ihm, in dem er sich noch eingehend über Nietzsches Zarathustra verbreitete, den er auf meine Anregung hin mit tiefem Interesse gelesen hatte.

Und er sollte nun tot sein! Durch Selbstmord geendet haben?“

Werner hatte grosse Lust in Dresden umzusteigen und mit dem nächsten Zuge nach Görlitz zu fahren. Eine quälende Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, doch daheim warteten seiner dringende Pflichten. Auf der ganzen Reise verliess ihn nicht das kindliche treue Auge seines Freundes. Vergebens bemühte er sich, das Leben desselben mit einem so jähren Ende in Einklang zu bringen. — — —

Zu Hause angelangt, fand er folgendes Schreiben vor:

Mein lieber Freund!

Unter den vielen Menschen die ich kannte, bist Du der einzige, dem ich noch einen letzten herzlichen Gruß senden möchte und dem ich das Geheimnis meines trostlosen Lebens, das ja in wenigen Stunden zuende sein wird, anvertraue.

Gewährt es mir doch in dieser bitteren Stunde eine kleine Freude, einen Menschen zu wissen, dem ich mich mitteilen, dem gegenüber ich frei und offen von meinem Leide sprechen kann, einem Leide, so weh und so gross wie es nur durch eine so leidenschaftliche und reine Liebe entstehen konnte, wie ich sie empfand.

Bis zu meinem dreissigsten Jahre etwa glaubte ich, kaum einer Liebesempfindung fähig zu sein, ich brachte mein Leben dahin, aber ich lebte es nicht. Vorübergehende Neigungen traten wohl auf, doch es war nur ein Gefallen, ohne Tiefe und ohne Inhalt; schöne Gestalten fesselten mich, aber sie beherrschten nicht mein Inneres. —

Da sah ich dann dieses Wesen, — in dem Anmut und Kraft sich vereinten — so jung und frisch und schön, wie ein sonniger Frühlingstag. Unter tausenden zog seine Person mich an. In einem Konzerte lernte ich ihn kennen. Der wunderbare Wohllaut seiner Stimme, seine liebenswürdige und sichere Haltung, sein lebhafter Geist, sein Auge nahmen mich tief gefangen. Bald erfüllte er mein ganzes Sein, das Denken der Tage, die Träume der Nächte. In der ernstesten Arbeit verweilte ich bei ihm. Die Erwähnung seines Namens durchschauerte mich. Der Ort, an dem er geweilt, der Gegenstand, den er berührt hatte, war mir heilig. Ich küsste die Stelle, wo sein Körper geruht, sog seinen wonnigen Duft in mich ein, lief ins Freie, streckte die Arme aus und rief seinen Namen wohl unzählige Male, bald von einer niegekannten, übermächtigen Seligkeit, bald wie von der Empfindung einer schmerzhaften Schnittwunde übermannt.

Eines Tages gestand ich ihm meine Liebe, ich legte mein Haupt in seinen Schoss, er streichelte es mit seiner weichen, warmen Hand, ich blickte ihm stumm in die braunen so unendlich guten, träumerischen Augen, küsste inbrünstig seine Hände, seine Stirn, die bleichen Wangen und den roten schwellenden Mund und er wehrte es nicht.

Erwiderte er meine Liebe? Das war unmöglich. So wenig sich jemand von der elementaren Gewalt dieses Riesengeföhls eine Vorstellung machen konnte, so wenig konnte er es mit empfinden. Ich liebte ihn, er hatte mich lieb; ich betete ihn an, er war mir von Herzen zugethan. Doch gab er für Leidenschaft Güte und ich musste dessen zufrieden sein. Bald standen wir im regsten geistigen Verkehre; wir trafen uns täglich; seine Seele war mir ein unerschöpfliches Problem; wie harrete ich der Stunde entgegen, wo wir uns sahen; wie schlich die Zeit des Wartens und Lauschens seiner Schritte; wie flog die Zeit des Beisammenseins; wie beglückte mich jedes Wort der Zuneigung von seinen Lippen; wie bekümmerte mich jeder unschöne Ausdruck, dem er selbst kaum einen Wert beilegte; wie quälte er mich, wenn er von innigen Beziehungen zu andern sprach, die längst zurück lagen!

Es klingt Dir das gewiss banal, Robert, wie es mir geklungen haben würde, ehe es mich in den tiefsten Tiefen traf. Zwei Jahre währte und wuchs diese Liebe, Tag um Tag, eine echte, reine, überirdische Liebe, die im langen Kuss ihre höchste Offenbarung fand. Als wir uns einmal acht Tage trennten, verging ich vor ungeheurer Sehnsucht; ich presste seine Briefe an mein wildpochendes Herz, lernte sie auswendig und bedeckte jedes Wort mit glühenden Küssem. Auf einsamen Pfaden rief ich Gedichte an ihn in die Berge und übertönte mit Liebeslauten den brausenden Wasserfall. Kein Mensch ahnte unser Verhältnis. Man hielt die Liebe für Freundschaft, wie man so oft Freundschaft für Liebe ansieht.

Das Ende ist einfach.

Paul liebt seit kurzem ein Mädchen, mit dem er sich verloben wird. Ich kann den zweiten Platz in seinem Herzen nicht ertragen. Meine Mutter drängt mich zur Heirat. Ich kann ihr nicht gestehen, dass ich das schönste beste Weib bewundern, verehren, schön finden, aber nicht lieben kann. Mir ist ja jeder sexuelle Akt, selbst der Kuss, nur der spontane Ausfluss höchster Liebesglut. Ein anderer wäre unkeusch, entwürdigend, so dass ich mich selber verachten müsste.

Einst wird man sich vergebens an dem Rätsel abmühen, wie es möglich war, dass durch Jahrtausende selbst bei Kulturnationen das Dogma bestand, das Weib könne zum Weibe, der Mann nicht zum Manne in echter Liebe entbrennen.

Dass die Natur in ihrer ewigen Kraft bald über der Menschen beschränkte Satzung den Sieg erringen möge, ist der Wunsch, mit dem ich das Leben von mir werfe!

Lebe wohl!

Dein Georg.

Zwei Tage später befand sich Robert Werner auf dem Görlitzer Friedhofe in der kleinen Trauergemeinde, welche Sauer die letzte Ehre erwies. Fassungslos über das ihr Unfassliche begrub die alte Mutter ihr gramverzerrtes Angesicht in den Händen. Der Pfarrer sprach vieles von geistiger Ueberanstrengung und Gottes unerforschlichem Ratschluss.

Etwas abseits stand ein junger Mann mit durchgeistigten herzgewinnenden Zügen und schluchzte kramphaft. Vergebens mühete er sich, der strömenden Thränen Herr zu werden.

Es war Paul, sein Paul.

Als Robert ihn so heftig weinen sah, wurde auch sein Auge feucht. Man senkte den Sarg zur Tiefe. Robert aber rief ihm stumm die Worte nach: „Dir wird vergeben werden, denn Du hast wahr geliebt.“

Norbert Langner.



Von Gut und Blut.

Ich steige die Treppe zur Börse hinan,
Von innen wälzt sich ein Dröhnen heran.
Wie fernes Stürmen auf grauem Meer,
Wie Donnergrollen zieht es daher . . .
Im Flur drängen Menschen in wilder Hast,
Ein Schieben und Stossen — beängstigend fast.
Ich zwänge mich durch und betrete den Saal.
Die Räume sind weit, doch die Wände kahl.
Eiskalter Marmorsäulenglanz
Durchrieselt die hohlen Gewölbe ganz.
Ein Bild voll Unrast liegt vor mir:
Gleich Bienenschwärm wimmelt es hier.
Man brüllt und feilscht und schreit und tobt
— Während dieser jenes Kravatte lobt. —
Die Augen der Meisten sind trübe und matt,
Weil Dämon Gold Absoluterrschaft hat.
Die Haltung schlaff und die Züge verlebt,
Ist jeder dem Abgott zu dienen bestrebt.
Zwölf Bogenfenster senden hinein
Ein besseres Gold: den Sonnenschein.
Wohl gleitet manch sehnender Blick hinauf;
Doch reisst der rasende stürmende Lauf
Den träumenden Sinn in die Brandung zurück —
Zurück in das wechselnde Unmenschenglück.

Ein schwarzer Tag. — Die Märkte umdrängt
Von Menschenmassen. Das Schicksal senkt
Die schwarze Hand des Unheils herab
Und sendet Finsternis hinab.

Gewagteste Sachen vollziehen sich dann.
Gar mancher verlässt als geschlagener Mann
Den Kampfplatz blinder ungleicher Schlacht,
Die ihm grausam den Ruin gebracht.

Sie kreischen und pfeifen vor Aufregung toll —
Das Mass läuft über, war lange schon voll.
Mich schaudert. Ich flüchte angstvoll hinaus.
Krebsrote und Bleiche entfliehen dem Haus.
Sie trauern um Gold und schnöden Gewinn,
Betrachten ihr Glück als verloren, dahin;
Bejammern nichtige Alltagshabe
Und tragen, was sie nie besassen, zu Grabe.

Ja! Sprang ihr Gold, sprang auch ihr Blut,
Doch stockte mit jenem ihr Lebensmut.

Ferdinand Max Kurth.



Nobody.*

Ich hatte im Sinn nach Paris zu gehen. War
in Ostende. Sah dort den Stadtplan von
London mit seinem vielen Grün. Das Grün
reizte mich, zog mich an. Auf nach London!
Auf 8 Tage.

Aus den 8 Tagen wurden 13 Wochen.
13 Wochen Spaziergängerei.

Da musste es aufhören; musste. In Dover blieb ich noch einen Tag, der
Rückschau auf London gewidmet.

Ich ging am Strande spazieren, am Hochstrande, welcher auf einem Böschungs-
wall sich mehrere Meter über dem Niederstrand erhob. Die Steinmauer, welche den
Wall stützte, fiel senkrecht — oder fast senkrecht ab. —

Da war ein Knabe, ein english boy, der machte sein Kunststück am Strand-
Terrain. Er warf seine Mütze in die Luft, sprang dann von dem oberen Strand herab,
überschlug sich, fing dabei seine Mütze mit dem Kopf auf dem unteren Strande.

Der Junge war feiner Menschen Kind. Wie er aus seinen Augen sah! wie er
lächelte! Mir war er ein Lord Byron. Ich sah auf der Höhe seinem Treiben zu.
Unten waren Plebskinder seine Zuschauer. Eines dieser fragte ihn nach seinen Namen;
„nobody“ entgegnete er. Dann kam es, dass er unten am Strande mit den Plebskindern
zusammen war. Alle zogen die Schuhe aus und die Strümpfe, welche sie in die Schuhe
stopften und diese dann an die Mauer stellten. Dann schöpften die Plebskinder mit
einem kleinen Eimer, welchen sie hatten, Wasser; gossen es aus; häufelten Sand etc.
Eines der Kinder goss dann dem Nobody das Wasser über die Füsse; ein anderes
bewarf ihn mit Sand und nun kam die ganze Rotte und alle fielen über ihn her. Man
that ihm eigentlich nichts zu Leide; aber man brach durch das plumpe physische
Drangsalieren die geistige Macht, mit welcher er bis dahin das Volk beherrscht hatte.
Man drängte ihn gegen die Mauer, wo er zusammen kauerte und weinte, bitterlich weinte.

Hätte ich englisch sprechen können! — Das aber konnte ich nicht.

Vielleicht hätte es deutsch auch gethan. — Vielleicht aber war damit, dass ich
mich still davon schlich, das beste Zeichen meiner Teilnahme gegeben. Es war ein
Jungens-Kummer; ein Seelenleid aber zugleich. Eine Stichprobe des Leids — lebenslang.

Ich schlich davon, wehmüdig und gehoben zugleich.

Wie verstand ich solches Leid!

*) Aus der Korrespondenz an den Herausgeber.

Meine General-Erinnerung könnte mir einen Streich gespielt und ich könnte in Folge dessen nicht ganz bei der thatsächlichen Wahrheit geblieben sein.

Ich schrieb über Nobody, dass er sich beim Herabspringen vom Damm überschlug und dabei seine Mütze fing. — Nun war ich gestern Abend im Scala-Theater und sah die Wilton und Stack. Die überschlügen sich in der Luft und das hat Nobody sicher nicht zu Stande gebracht. — Wie er es anstellte, so genau weiss ich das nicht mehr; es war aber mehr als blosses Herabspringen; es war irgend wie eine Sport-Leistung, eine natürliche Kunst-Produktion.

Das kleine Ereignis fiel Ende August 86; an den Einzelheiten liegt nichts. Ich möchte nur die Unterscheidung schärfen, dass es Solche von Metall giebt, Metall von verschiedener Art: Eisen, Messing, Silber, Gold, und Solche von anderem Stoff: Fayence, Porzellan, Glas: nobody! Die ersten können fallen und Beulen und Brüche bekommen; sie werden dann wieder zurecht gehämmert und gelötet. Die anderen, wenn sie fallen und Schaden nehmen, bleiben Scherben; da giebts kein Nièten und Löten.

* * *

Mein lieber Herr Brand!

Von dem Doverer Nobody habe ich kein Bild; aber einiger anderer Nobody's Bilder habe ich. Die werde ich Ihnen senden. — Ob sie Ihnen so gefallen werden, wie sie mir gefielen und gefallen?

Vielleicht könnten Sie bei Ihren weiten Beziehungen es herausbringen, was aus den beiden Knaben, deren Bilder ich Ihnen senden werde, geworden ist.

Bezüglich des Einen, Sohn des Grossfürsten Konstantin, mutmaße ich, dass ihm sein Teil Leid zu Teil geworden ist. Bezüglich des Anderen, Prinz Fürstenberg, weiss ich nichts; aber wenn ich mir ihn zu einem satten Herrn und Vater von sieben heirats-geneigten Töchtern geworden, vorzustellen hätte, so würde das einem grossen Verlust an mir selber gleichkommen.

Mit beiden Bildern ist es mir eigenartig ergangen.

Das Bild des Sohnes des Grossfürsten Konstantin hatte ich in einem Schaufenster liegen sehen, und hatte es gekauft. Traf dann in der Nähe einen Knaben, welcher mir der Nobody war — den aus der Schule abzuholen die Absicht meines Gehens gewesen war. — Wir gingen nun den Weg zurück. Am Kunsthändler-Laden angekommen, sagt der Junge zu mir: „Da muss ich Dir ein Bild zeigen.“ Das Bild aber war nicht mehr da, ich hatte es in meiner Brieftasche. Das spielte sich in Königsberg ab.

Das Bild des Prinzen Fürstenberg sah und kaufte ich in Wien. War auf dem Wege, einen Besuch zu machen, machte diesen Besuch, zeigte meine Erwerbung — und der Herr, dem ich das Bildchen zeigte, zog eine Schiebleide seines Schreibtisches auf und zeigte mir dasselbe Bildchen als sein eigen.

* * *

Und dann, Herr Brand, sende ich Ihnen noch einen Nobody. Und dieser steckt in einem Notenblatt, vielmehr im Text zu den Noten, und nennt sich „der kleine Gratulant.“

Er gehört zu den fünf oder sechs Nummern meines kleinen Repertoirs, welche ich einzige vorzubringen habe, meine Erlebnis-Juwelen.

An den kleinen Gratulanten wurde ich Samstag Abend erinnert, als eine Dame, meine Hauswirtin, welcher ich das Notenblatt vor längerer Zeit geschenkt hatte, mir das Liedchen vorsang. Das kam so ganz zufällig, dass sie es mir vorsang; und so konnte ich um so richtiger auf die Wirkung auf mich passen. Ich achtete auf mich, als ob ich nicht ich selber, sondern ein ganz anderer wäre. Ich fand mich ganz ruhig und glaubte schon, diesmal ruhig über das Ende des Liedchens zu kommen, da plötzlich — — und auch jetzt im Augenblicke des Schreibens — in der blosen Vorstellung des Gehörten — geht es mir so, als es anhub: „und da hätt' ich bald vergessen“ — stieg es in mir auf, krampfte die Brust zusammen und die Augen wurden feucht.

Ich hörte das Liedchen vor vielen vielen Jahren in Wien singen; ich folgte der einfachen, schlchten, wiegenden Melodie und da, als die Worte kamen: „und da hätt' ich bald vergessen, gratulieren sollt' ich auch“ — stürzten Thränen aus meinen Augen. Stürzten!

Ich schrieb über die Sonderbarkeit, und erzählte davon, und immer beim Schreiben und Erzählen dieselbe Folge. Allmählich abgeschwächter, aber nie fehlend, und in der Stärke wieder wachsend, wenn ich das Liedchen längere Zeit nicht hatte singen gehört.

So jetzt, wo ich es Jahre lang zu hören entbehrte.

An die hundert Mal habe ich es doch nun schon erlebt, immer dasselbe Gepacktwerden.

Warum?

Es ist der Nobody, der es mir anthut.

Ist der kleine Gratulant nicht ein Nobody?

Wenn es dem Doverer Nobody so in den Ohren klingt, wie ich lebhaft an ihn denke, dann hat er keinen guten Tag.

Es braucht ja aber Fernwirkung, welche es geben soll, und von welcher Mark Twain ganz entschieden behauptet, dass es deren giebt, nicht störend und unangenehm zu wirken, sich nicht gerade in wirklichem Ohrenklingen zu äussern; und so nähme ich gern an, dass mein Denken an Nobody-Dover denselben an Nobody-Boy-1886 erinnerte und wenn ihm dabei die Augen feucht wurden — gut für ihn.

* * *

Genug. Ich muss wieder zu mir selber anno jetzt kommen. Muss wieder an meine Tretmühlenarbeit gehen, welcher meine beiden Osterfeiertage, jeder mit 16 Stunden, verfallen sind.

Was gehen mich die Nobodys an? Was tot ist, hat gut reden: was gehen mich Hunger und Durst an? — Was aber noch lebt, das darf sich so nicht überheben.

Und man lebt nicht vom Brote allein. Man hungert nicht allein nach Brot. Man hungert auch nach den Nobodys.

Und hungert so — und darin liegt das Verhängnis — welches nun wieder das „Höchste“ in höherem Sinn ist — darin, dass man als „Nobody“ so hungert, nach beiden, nach dem Brote und nach dem Nobody.

Und so muss es wohl bei dem Hunger bleiben, und der Hunger ist dem Nobody die Seligkeit, und die Sattheit der Fluch. Der satte Nobody ist kein Nobody mehr, sondern ein somebody, mit dem er doch nicht in einem Athemzuge genannt werden will.

Er muss also hungern — an Brot und an Seinesgleichen. Und darin ist Gott der Nobodys Ober-Nobody: Gott hungert und hat nicht Seinesgleichen.

Nicht, dass der Nobody nie einmal satt sein, sich wenigstens ab und zu einmal sättigen sollte. — Dies braucht er, wie der Schreiber das Papier braucht, um seinen Brief zu schreiben, wie Gott den Teufel, um sich selber drauf zu schreiben, der doch nicht das Papier an sich selber ist. Der Nobody braucht das zeitweilige Sattsein als Hintergrund, als dunklen Hintergrund für sein leuchtendes Hungern. Dies aber ist seine Eigen-Signatur, während die somebodys wohl auch ab und zu mit dem Hungern kokettieren und flunkern können, um ihrer Sattheit — ihrer Generalsignatur — (gleichgültig, ob in Wunsch oder Wirklichkeit) — einige Blitzer aufzusetzen — aber im Grunde vom Hungern nicht erbaut sind. Die Nobodys hungern — auch wenn sie satt sind.

Die somebodys sind satt, auch wenn sie hungern.

* * *

Da ging ich heute in das Caféhaus, um Graphic und London News anzuschauen. Die Blätter waren im Stand und ich griff nach, was gerade da stand, es war:

Album des deutschen Rennsports. Auf dem ersten Blatt ein Portrait, unterschrieben:

Maximilian Egon zu Fürstenberg. Dazu eine kurze Familienangabe.

Karl Egon zu Fürstenberg, der Letzte der Hauptlinie — in Schwaben †.

Er succidierte aus dem fürstlichen Aste Purglitz Maximilian Egon geb. zu Lana in Böhmen am 13. Oktober 63; verheiratet am 10. Juni 87 zu Wien mit der am 19. Mai 67 geb. Gräfin Irma Schönborn.

Kinder: Erbprinz Carl Egon.

Prinzessin Leontine.

Prinzessin Anna.

*

* * *

Mein Bildchen stammt von 1871. Das könnte stimmen.

Und stimmen könnte auch der Vergleich meines Bildchens mit dem Bilde im Rennsport-Album.

Eins aber stimmt nicht.

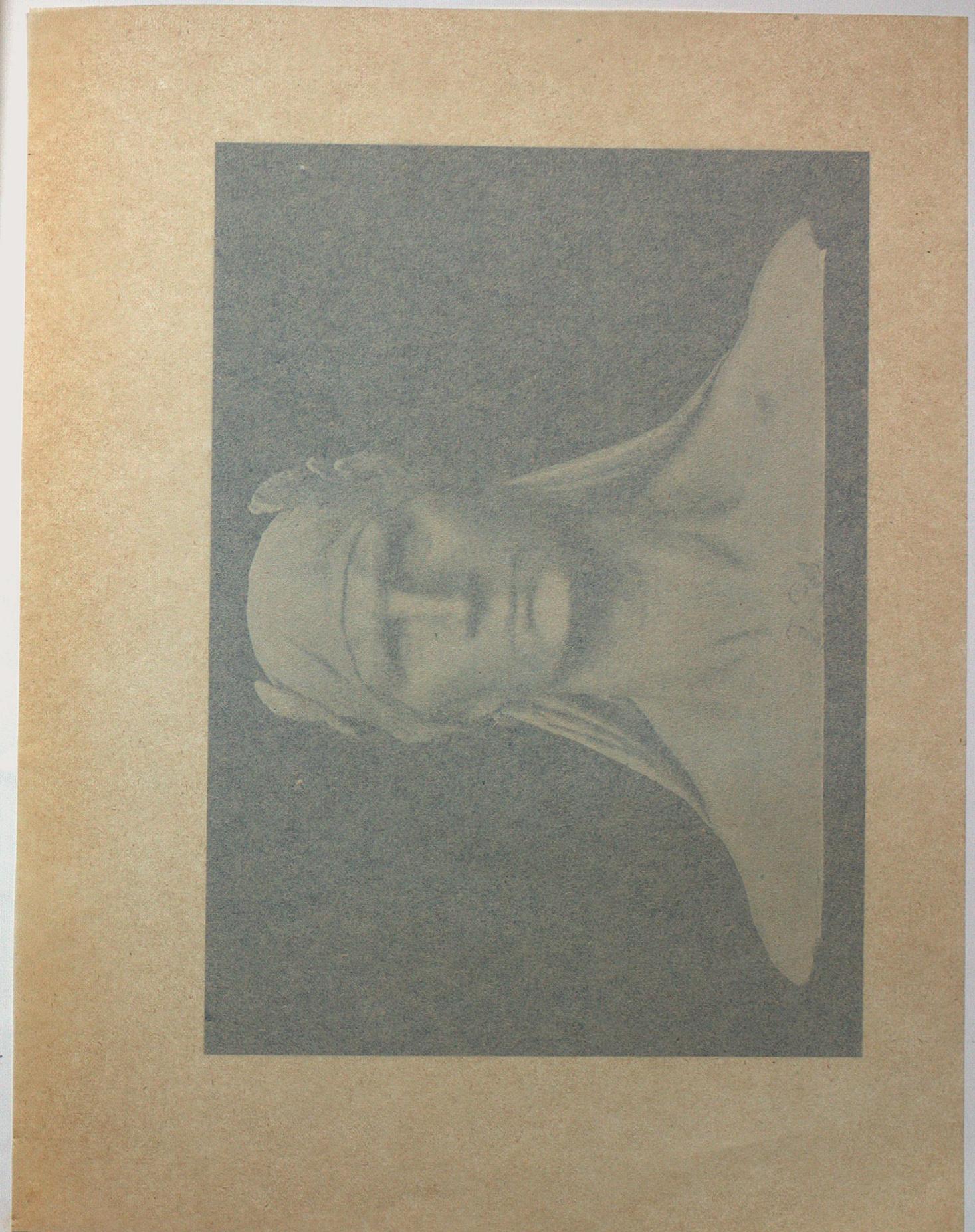
Eben habe ich die beiden Bildchen, Prinz Fürstenberg und Sohn Grossfürst Konstantin hervorgeholt, und da — sagen sie mir nun beide nicht mehr, wenigstens nicht so voll und ganz, was sie mir bis dahin immer voll und ganz sagten.

Wie kommt das?

Ich sah sie bisher immer ungeprüft an; nur mit meinen Augen. — Nun sah ich sie heute prüfend an, mit vermeintlich Ihren Augen — und so etwas vertragen Nobodys nicht. Möglich auch, dass die Photographien feinste Züge schon eingebüßt haben; Sohn Konstantins stammt aus 1865/6.

Oder wäre ich verändert?

Man kann in ein Buch 'was hinein lesen, was nicht drin steht und man kann in ein Gesicht 'was hineinsehen, was vielleicht auch nicht drin ist. Oder wäre es so, dass ich die Bilder bis heute angeschaut und heute erst angesehen habe?



Er muss also hungern — an Brot und an Seinesgleichen. Und darin ist Gott der Nobodys Ober-Nobody: Gott hungert und hat nicht Seinesgleichen.

Nicht, dass der Nobody nie einmal satt sein, sich wenigstens ab und zu einmal sättigen sollte. — Dies braucht er, wie der Schreiber das Papier braucht, um seinen Brief zu schreiben, wie Gott den Teufel, um sich selber drauf zu schreiben, der doch nicht das Papier an sich selber ist. Der Nobody braucht das zeitweilige Sattsein als Hintergrund, als dunklen Hintergrund für sein leuchtendes Hungern. Dies aber ist seine Eigen-Signatur, während die somebodys wohl auch ab und zu mit dem Hungern kokettieren und flunkern können, um ihrer Sattheit — ihrer Generalsignatur — (gleichgültig, ob in Wunsch oder Wirklichkeit) — einige Blitzer aufzusetzen — aber im Grunde vom Hungern nicht erbaut sind. Die Nobodys hungern — auch wenn sie satt sind.

Die somebodys sind satt, auch wenn sie hungern.

* * *

Da ging ich heute in das Caféhaus, um Graphic und London News anzuschauen. Die Blätter waren im Stand und ich griff nach, was gerade da stand, es war:

Album des deutschen Rennsports. Auf dem ersten Blatt ein Portrait, unterschrieben:

Maximilian Egon zu Fürstenberg. Dazu eine kurze Familienangabe.

Karl Egon zu Fürstenberg, der Letzte der Hauptlinie — in Schwaben †.

Er succidierte aus dem fürstlichen Aste Purglitz Maximilian Egon geb. zu Lana in Böhmen am 13. Oktober 63; verheiratet am 10. Juni 87 zu Wien mit der am 19. Mai 67 geb. Gräfin Irma Schönborn.

Kinder: Erbprinz Carl Egon.

Prinzessin Leontine.

Prinzessin Anna.

* * *

Mein Bildchen stammt von 1871. Das könnte stimmen.
Und stimmen könnte auch der Vergleich meines Bildchens mit dem Bilde im Rennsport-Album.

Eins aber stimmt nicht.

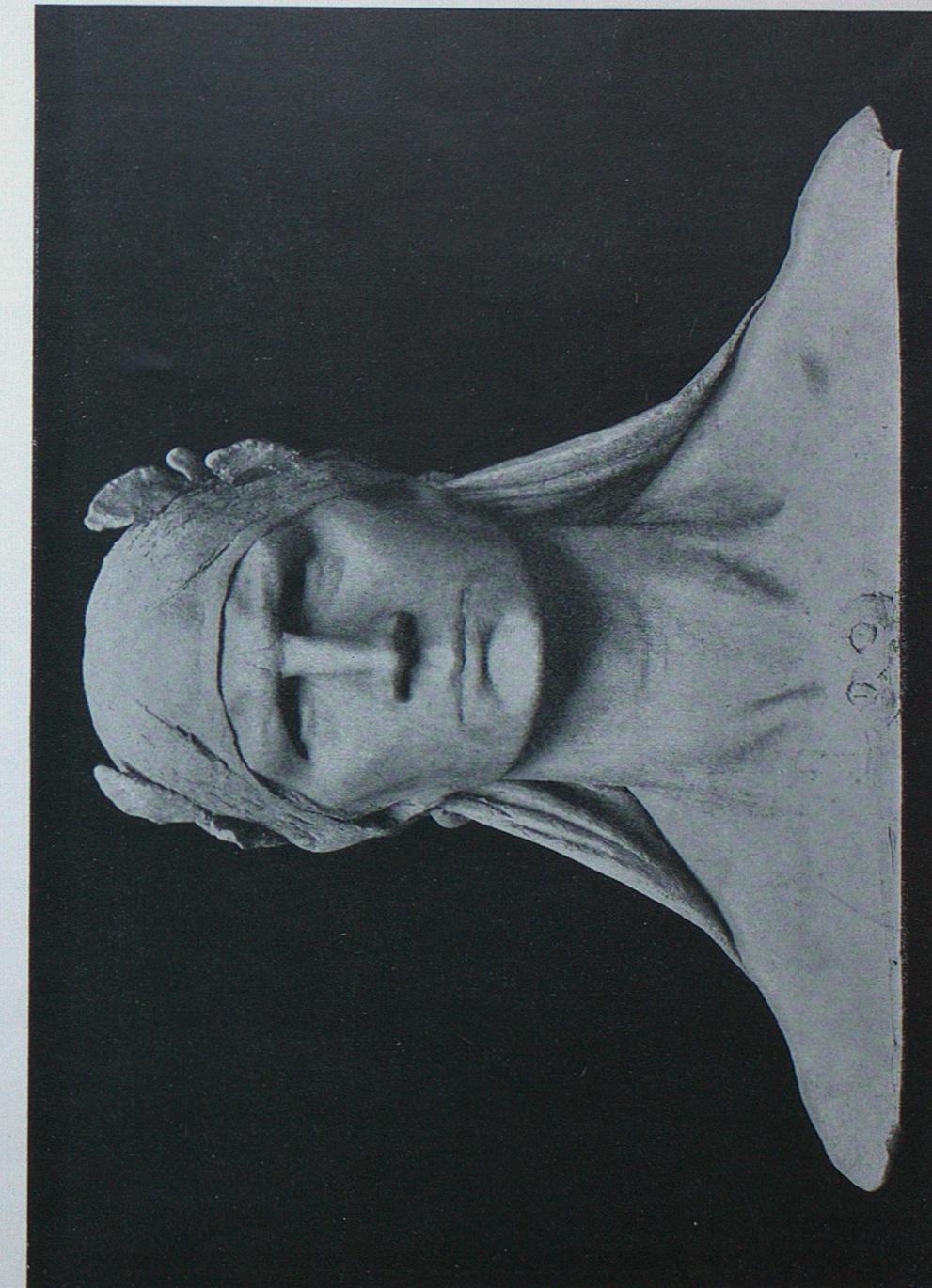
Eben habe ich die beiden Bildchen, Prinz Fürstenberg und Sohn Grossfürst Konstantin hervorgeholt, und da — sagen sie mir nun beide nicht mehr, wenigstens nicht so voll und ganz, was sie mir bis dahin immer voll und ganz sagten.

Wie kommt das?

Ich sah sie bisher immer ungeprüft an; nur mit meinen Augen. — Nun sah ich sie heute prüfend an, mit vermeintlich Ihren Augen — und so etwas vertragen Nobodys nicht. Möglich auch, dass die Photographien feinste Züge schon eingebüßt haben; Sohn Konstantins stammt aus 1865/6.

Oder wäre ich verändert?

Man kann in ein Buch 'was hinein lesen, was nicht drin steht und man kann in ein Gesicht 'was hineinsehen, was vielleicht auch nicht drin ist. Oder wäre es so, dass ich die Bilder bis heute angeschaut und heute erst angesehen habe?



Wenn ich zurückdenke, wie ich in meiner letzten Krankheit alle Treppenstufen mit all ihren Kanten sah, aber die Treppe nicht; und wie ich alle Häuser sah, aber die Strasse nicht; und alle Pflastersteine, aber das Pflaster nicht — dann hab ich so was wie Erklärung, dass die Bildchen mir heute ein wenig versagen.

* * *

Ich fürchte, das Nobody-Kärrchen, welches es mich gelüstet hat, zu schieben — fährt sich fest. Meine Bildchen — waren nicht, sie bedeuteten mir nur! und für einen Andern ist es schwer, hinter solche Bedeutung zu kommen, welche mir sogar schon geschwächt erscheinen will.

„Es war einmal“ gilt für mich. — Ich dichtete mich zu dem nobody-so und nobody-so; und war Mir in all meinen Dichtungsgestalten sehr geneigt. — Der Egoismus war Kette; die Eitelkeit Einschlag; meine Widerspenstigkeiten mit meinen Fügsamkeiten machten das Muster zum Zeuge.

* * *

Ich musste — musste innerlich aus Laune, Trotz oder was sonst — nach Düsseldorf fahren. Es war dort eine Ausstellung von Stickereien. Es gelüstete mich sie zu sehen. Notwendig war das Sehen nicht; notwendiger war das Tretmühlen. Aber gerade: ich ging. Hätte mittags zurück sein können; deshalb aber blieb ich bis Abend: es gab so manches zu sehen und Augen-satt werde ich eigentlich nie.

Bei der Hinfahrt war eine Dame mit einem Knaben im Coupé. Ein lieber Bub, den Mama arg drillte, ganz ohne dass es nötig war, welches Drillen er sich in einer Art Ueberlegenheit und Schelmerei gefallen liess. Seine Mama hatte ihn lieb, das wusste er; und sie war nun einmal so — unteroffizierlich; das liess er ihr hingehen.

Der Junge erinnerte mich an Prinz Fürstenberg; er hatte solche Augen, solches Haar, solche Wangen, solch ein Näschen — ähnelte nach Mama, welche schön zu nennen war — das alles beobachtete ich — weiter aber nichts. Warum vernarrte ich mich nicht in diesen Jungen, wie damals in Fürstenberg? Ist der Narr in mir im Absterben, oder gar schon tot?

Oder war doch ein Unterschied in den Personen? Liess es die Schalkhaftigkeit des heutigen Buben nicht zu, dass ich Leid in ihn hineinphantasieren und dann aus diesem ihm zudiktuierten Leid meine Sympathie für ihn schöpfen konnte?

* * *

Und nun Nobody-Schluss, sonst komme ich nicht in die Tretmühle, der ich heute noch ein paar Stunden lang angehören muss.

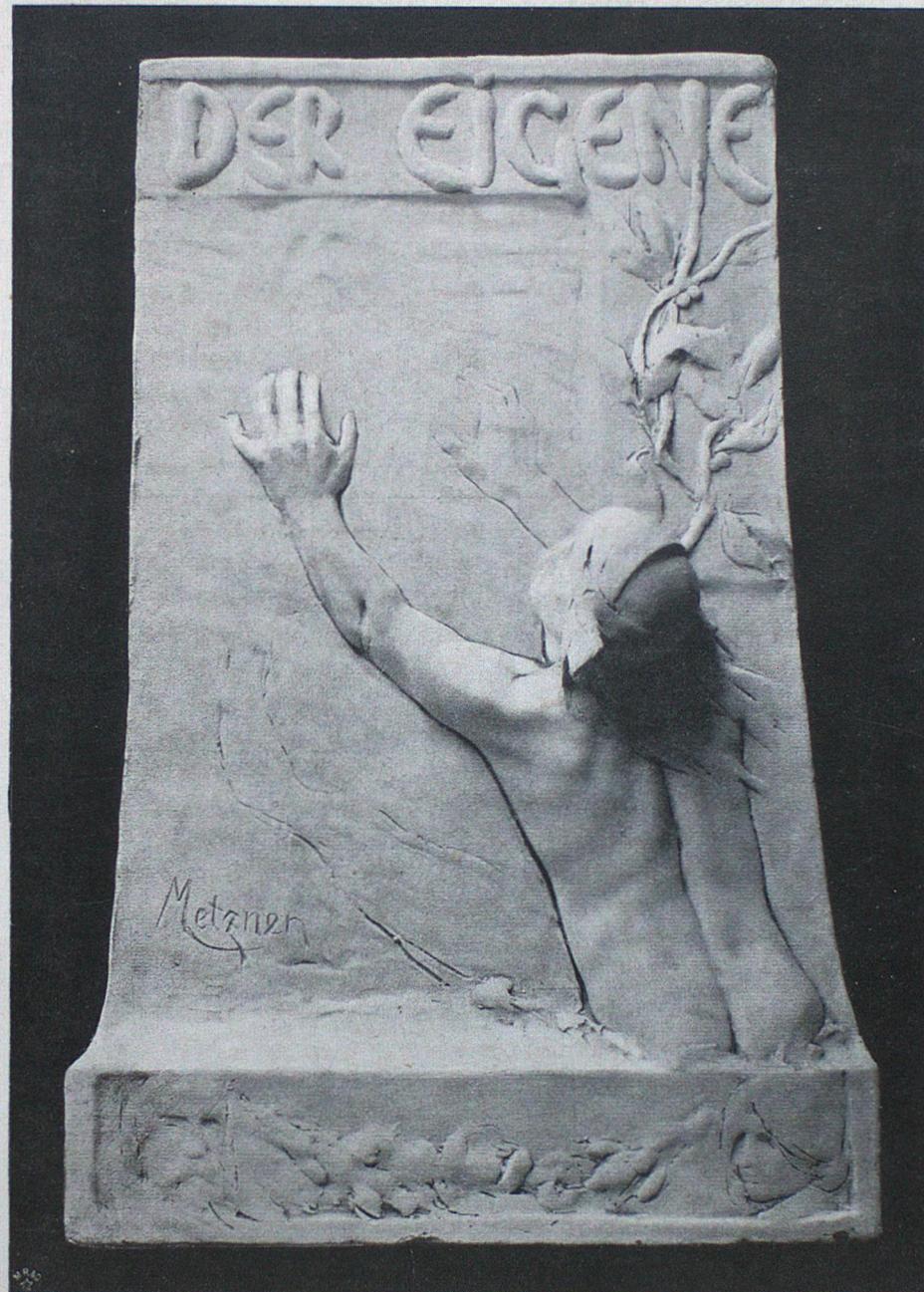
G. Balzer.

Aug.-September 1898.

II. Jahrg., Heft 2.

Einzelheft M. 1,20.

Vierteljahr M. 3.



Monatsschrift für Kunst und Leben.

Herausgeber und Verleger:

Adolf Brand

Berlin - Neurahnsdorf.

Int. Instituut
Soc. Geschiedenis
Amsterdam



Morituri.

Von
Adolf Brand.

Sonne, Sterberin! — —
Du heilige Sonne blitest
Und Deine Liebe strömt in Flammenpurpur
Hin über den leuchtenden,
Anbetung lispelnden See! —
Sonne! — Menschenmutter!

Küsse noch einmal dort in der Ferne
Meines Heissgeliebten klagenden Mund:
Auch er ist Dein Sohn! —
— — Eh die Segel tauchen in Dampf,
Eh die Wasser stehen
Und der Wald den düstern Mantel nimmt!

Schönentrunk lächelt mir immer noch
Dein Heiligenantlitz,
Menschenmutter!
Du, die mich ausströmte ins lebende All,
Dort in der Ferne
Zittert ein wundes Freundesherz! — —

O umarm ihn, Allerbarmerin! —

O, gib ihm jetzt
In Deinem letzten Glutenkusse
Nieverzagende Kraft,
Ewige Jugend! —
— Eh die Nacht das schwarze Laken breitet
Und Orion Totenwache hält!

herantreten würde, sie zu seinem sexuellen Hausrat fürs Leben zu machen, könnte sich auf eine ziemlich deutsche und gesalzene Antwort gefasst machen, während No. 2, falls er einigermassen liebenswürdig ist, ziemlich sicher sein könnte, ein verbindliches Lächeln zu ernten. Sie könnte zu ihnen freilich sagen: Gehen Sie doch zu Ihrem Eigentümer (oder „gehen Sie und suchen Sie sich die Herrin, die Sie verdienen“), ich habe wenig Appetit auf die Liebe eines verräterischen Sklaven“, oder sie kann wie der heutige Mann denken, dass sie keine Verpflichtungen habe, die Eigentumsrechte anderer zu hüten, und also geniessen, was ihr angenehm ist, und zurückweisen, was ihr unschmackhaft vorkommt. Ob sie nun geneigt ist, eines oder alle der Ansuchen zu verschmähen oder anzunehmen, in jedem Fall würde sie das Angebot als ein Kompliment betrachten, das ihr unmöglich schaden könnte, und sie wäre zu stolz dazu, jemals einen Schimpf darin finden zu wollen.

Befreit von simpelhaften Vorurteilen wird sie sich sicher fühlen, wo immer ein Mann sicher ist; sie wird weder Königin noch Sklavin sein, sondern ein stolzes, freies, nur vom eigenen Urteil abhängiges Individ, das weiss, dass es in Bezug auf Wert, Kraft und Chancen dem Mann „voll und ganz“ ebenbürtig ist.

Friedrich Nietzsche.

Narrenmantel — Königskrone,
Riesen großes Loch im Strumpf
Schmückten — Ethikern zum Hohne —
Seinen Alltagsmenschenrumpf.

Übermenschen tragen Kleider
Von besondrem Schnitt und Chic. —
Nietzsche — Zarathustras Schneider —
Schuf für ihn sein Meisterstück.

Ferdinand Max Kurth.

Die Schwachheit des Weibes.

Von Emil F. Rüdebusch. Aus „The Old and the New Ideal — a solution of that part of the Social Question, which pertains to Love, Marriage and Sexual intercourse.“
Uebersetzung von Albert Koenig, Graulhet (Tarn) Südfrankreich.

Ein junges Weib, begeisterte Anhängerin der freie-Liebe-Theorie, die der Sache ein gut Stück ihrer Zeit und Thätigkeit widmete, traf einst mit einem Herrn zusammen, der, nachdem sie sich erst wenige Stunden kannten, ihr einen Heiratsantrag machte. Das ihr gemachte Kompliment bereitete ihr Vergnügen, aber sie schlug das Anerbieten „natürlich“ aus und erklärte süß lächelnd, dass sie keinerlei Eheneigung hege. Kurz darauf kam sie mit einem anderen Herrn zusammen, der, als er von ihrer Propaganda für die freie Liebe hörte, ihr vorschlug, den Abend als sein Gast zuzubringen bei Souper und Konzert, wobei er deutlich den Wunsch durchblicken liess, das Amusement mit geschlechtlichem Verkehr zu enden. Verletzt durch diese „furchtbare Beschimpfung“ erklärte sie sofort, dass sie „keine von denen sei“, dass „freie Liebe nicht freie Lüste bedeute“ und machte dem „verkommenen, gemeinen Wollüstling“ schwere Vorwürfe.

Als ich über diesen querköpfigen Standpunkt der Freilieber nachdachte, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, dass dieser kleine Vorfall auf die Hauptursache der weiblichen Schwachheit klares Licht wirft.

Angenommen, 100 Durchschnittsmänner unserer heutigen Gesellschaft (die gar nicht radikal zu sein brauchen) würden nach einander von einem hübschen Mädchen zu geschlechtlichem Genuss eingeladen. Würde auch nur einer von ihnen das als eine Beschimpfung ansehen? Nein; die echten Moralisten würden sich abwenden und ihr ihre Immoralität vorwerfen, die andern würden aus dem günstigen Anerbieten Nutzen ziehen und hernach das „unreine“ Weib verachten, aber nicht ein einziger von ihnen dächte daran, es als eine Entehrung seiner selbst zu betrachten; ein Jeder würde mehr oder weniger herausfühlen, dass es ein schmeichelhaftes Kompliment ist. Man drehe nun den Fall um und nehme an, dass 100 Frauen (die meinewegen alle radikal sein mögen) von einem hübschen jungen Manne die gleiche Frage gestellt bekämen. Eine jede von ihnen würde es für einen schrecklichen Schimpf halten, ja sie würde denken, dass die blosse Thatsache, dass man ihr sowas zumute, für sie etwas Erniedrigendes habe.

Was soll das heissen? Soviel, dass die Frau wie ein getreuer Bedienter denkt, von dem man verlangt, seinen Herrn zu verraten. Und der Mann? Obwohl er in Wirklichkeit recht niederer Sklave sein mag, so wird er es sich doch in einem solchen Augenblick nicht eingestehen; er fühlt sich als selbstherisches Individuum, der thun kann, was ihm beliebt. Er wird sich also über den Antrag freuen, wenn er es auch für seine Pflicht hält, das Weib abzukanzeln, dass sie ihren jetzigen oder künftigen Besitzer bedipple — oder er wird sich überhaupt nicht dazu berufen glauben, anderer Leute Bediente zu hüten, nimmt an und schaut hernach die ungetreue Sklavin über die Achsel an.

Solange als Sie, meine verehrten Damen, fortfahren, Ihr eigenes Sklaventum zu proklamieren, werden Sie trotz aller bürgerlichen und wirtschaftlichen Macht, die sie erringen können, schwache „schutzbedürftige“ Weiber bleiben.

Es gibt heute viele Oertlichkeiten und Gesellschaften, wohin zu gehen für ein „unbeschütztes“ Weib „gefährlich“ ist, während sie für den Mann vollkommen sicher sind. Verdanken wir dies unserer überlegenen Muskelstärke? Nein; die Zeiten sind vorbei, wo die Menschen für ihre Sicherheit sich hierauf verliessen. Verdanken wir es unserem grösseren Geschick oder unserer Erfahrung? Gewiss nicht. Fürchtet Ihr Schaden oder Belästigung durch Angriff auf Euren Körper, fürchtet Ihr, dort beraubt oder gemordet zu werden? Wo solche Gefahr da ist, dahin wagen viele Männer nicht, unbeschützt zu gehen.

Ihr fürchtet „Insulte“? Der nächstbeste Lausbub kann Euch beschimpfen! Jeder Schafkopf kann Euch durch sein blosses dummes Geschwätz etwas von jener „süssen, unberührten Reinheit“ rauben, die Ihr für Euern künftigen Eigentümer aufzusparen wünscht; jeder lockere Vogel kann Eure Gefühle verletzen, indem er Euch zuflüstert, Euern gegenwärtigen Herren und Meistern ungetreu zu werden, während wir Männer (kraft eines zwischen uns bestehenden geheimen Bands) uns als stolze Herrschnaturen fühlen, die durch diejenigen nicht verunglimpt werden können, die ja (vielleicht unbewusst) sich als unsere Sklavinnen proklamieren!

Und so bemerken wir oft die wunderliche Thatsache, dass ein Prachtexemplar von Weib, stark und gesund an Körper und Geist, von einem vollkommenen Schwächling generis masculini beschützt wird, oder wohl von einer blossen Imitation von Mann, und dass dieser Schutz nicht blos ein imaginärer ist. Alle Männer sind äusserst feinfühlig bei der Achtung und Respektierung der Besitztitel auf ein Weib, sobald der wirkliche oder vermutliche Monopolanwärter zugegen ist.

Solche Vorgänge wie der im Anfang dieses Kapitels berichtete, würden sich ganz und gar anders abspielen, wenn das Weib sich zu dem aufgeschwungen hätte, was ich das „Neue Ideal“ nenne. Der Mann, der nach einer Bekanntschaft von ein paar Stunden mit dem Vorschlag an sie